

692

Paul Parin

Einige Charakterzüge „primitiver“ Afrikaner*

In der Welt der westafrikanischen Neger, die noch in ihren Dörfern leben, scheinen andere psychologische Gesetze zu gelten, als in der unseren. Ich möchte diese Welt durch eine Geschichte beleuchten¹.

In einem Dorf am mittleren Niger fielen mir die zahlreichen schönen Getreidebehälter auf, die neben den Hütten standen. Mannshoch, auf einer niedrigen hölzernen Plattform aufgestellt, die in der Mitte eine runde Öffnung aufwies, zeigten alle diese Behälter die gleiche Form. Sie waren aus einem mit Lehm verputzten Geflecht gefertigt, amphorenartig, an der Basis weit ausladend und bauchig und sich nach oben verjüngend, wo der ziemlich schmale Hals in eine runde Öffnung überging, die zum Schutz gegen Regen und Staub von einem abnehmbaren Strohhütchen bedeckt war. Diese Behälter sind dazu bestimmt, das geerntete Getreide, den Mil, aufzunehmen. Jeden Tag steigen die Frauen auf die Plattform und schöpfen mühsam mit der hohlen Hand oder einer kleinen hölzernen Kelle die tägliche Ration an Hirse in ihre Schale aus Kürbis, die Kalebasse. Die kleine Öffnung erlaubt es nicht, ein größeres Schöpfgefäß zu verwenden. Ich frage einen Dorfbewohner, warum die Behälter diese Form haben. Weil der Brauch es so vorschreibt. Ich frage das gleiche noch einmal und beschreibe dazu die Form. Er antwortet: Weil unsere Behälter – er nennt sie Silos – so einen trächtigen Bauch haben (le ventre enceint), sind unsere Felder immer fruchtbar. Warum macht ihr denn die Öffnung oben nicht größer? Ihr würdet euren Frauen viel Mühe sparen, wenn sie mit einem größeren Gefäß schöpfen könnten. Er lacht und sagt: Wir wollen doch nicht, daß unsere Frauen mit einem jedem, der gerade daherkommt, schlafen. Die archaische Welterfassung, die wir aus der Traumdeutung und aus dem Spiel der Kinder kennen, umfaßt hier den Alltag der Erwachsenen, die Bräuche, welche alles Praktische und Materielle regeln, ebenso wie jene Beziehungen zwischen den Menschen und den Dingen, die wir „magische“ zu nennen gewohnt sind. Alle Erscheinungen der Natur und des menschlichen Lebens sind Bräuche und diese sind unausweichlich wie das Schicksal.

* Nach einem Vortrag, gehalten in der „Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse“ am 28. September 1957.

¹ Unsere Beobachtungen beziehen sich auf die Negerbevölkerung Französisch- und Britisch-Westafrikas, soweit sie noch im Dorfverband lebt und soweit sie heidnischer Religion ist, ausgenommen die Völker der Sahara. Wir haben Grund anzunehmen, daß auch die Islamisierung und das Verlassen des Dorfes die psychische Eigenart vieler Afrikaner nicht immer wesentlich verändert. Ja, man kann vermuten, daß ähnliche Beobachtungen, wie wir sie machten, und die gleichen psychologischen Deutungen, die wir gaben, bei allen eingeborenen Völkerschaften Afrikas

südlich der Sahara angängig sind, wenn man wieder die Abessinier, die Niloten, die Hottentotten und Buschmänner und die Pygmäen des Kongogebietes ausnimmt.

693

Die Form des fruchtbaren Frauenbaumes, die für Getreidebehälter die richtige sein soll, ist identisch mit der Fruchtbarkeit der Felder. Wenn die Öffnung der Behälter größer wäre, würden die Frauen leicht Ehebruch begehen, entsprechend einer größeren Geschlechtsöffnung, in die der Sache hineingeschüttet wird und aus der die Frucht herauskommt. Wie in der Verdichtung latenter Traumgedanken zu einem Traumbild bedingt nicht das eine das andere, sondern die Fruchtbarkeit der Felder und der Frauen, die bauchige Form der Behälter und der schwangere Leib der Frauen, die unpraktische enge Öffnung und die Tugend der Frauen sind ein und dasselbe.

Wir haben einen Blick auf eine ganze Welt versprochen und dann diese Episode aus einem kleinen Negerdorf erzählt. Haben wir ein bezeichnendes Stück einer Welt eigenartigen Erlebens oder vielmehr eine Besonderheit getroffen, die nur für wenige gilt?

Wir sind der Meinung, daß die überwiegende Mehrzahl der von uns beobachteten Westafrikaner, die noch unter dem Einfluß ihrer Stammessitte leben, gemeinsame psychologische Züge aufweist. *Carothers* (1), der 1954 im Auftrag der Weltgesundheitsorganisation die normale und pathologische Psychologie des Afrikaners studiert und beschrieben hat, kann als Gewährsmann angeführt werden. Er meint, die afrikanische Mentalität sei aus bestimmten Gründen einheitlicher als die anderer entwickelter Kulturen, als etwa die der europäischen. Wenige Afrikaner hätten sich von ihren Stammesbräuchen wirklich emanzipiert. Auch dort, wo der direkte Einfluß der althergebrachten geheiligten Bräuche nicht mehr durch das Leben im Dorf aufrechterhalten werde, scheine Wert und Wirkung dieser wichtigen Traditionen durch Einflüsse der Erziehung und naher Verwandter in der Seele jedes Einzelnen weiter zu bestehen. Ja es sei möglich, daß die spezifische Psychologie der afrikanischen Kultur für die meisten sogenannten „primitiven“ Menschengruppen Geltung habe, die inner- und außerhalb Afrikas in einem Zustand leben, in dem sie noch nicht von der westlichen Kultur umgeformt worden sind.

In einer früheren Untersuchung (2) sind wir durch die Anwendung eines Verfahrens, das von der psychoanalytischen Deutung häufiger Charakterzüge der Afrikaner abgeleitet war, dazu gelangt, anzunehmen, daß es mit dem Überich bei den Afrikanern anders bestellt sein müsse als bei uns. Wir nannten die unserem Überich entsprechende, dynamisch wirksame psychische Instanz, an den Ausdruck *Freuds* (4) „Tabugewissen“ anknüpfend, „Clangewissen“. So wie *Freud* den Unterschied zwischen Moralverbot und Tabuverbot darin sah, daß das Tabu eine „soziale

Bildung“ ist, haben wir dem Clangewissen zugeschrieben, daß seine Forderungen in engerer Gemeinschaft gültig seien, als die unseres Überich, daß diese mehr außerhalb der

694

Persönlichkeit liegen oder nach außen projiziert werden, in die Sozietät, in Tabus und animistische Vorstellungen. Die Verletzung dieser Forderungen erzeuge akute Angst, welche der Bannung und Projektion zugänglicher sei, als die Gewissensangst oder das Schuldgefühl, die bei Verletzung der Forderungen des Überich auftreten. Dieses Clangewissen, vom Ich weniger abdifferenziert, enthalte auch konkretere Forderungen, als es die abstrakten Gebote und Verbote unseres Überich zu sein pflegen.

Westermann (5) meint, die Motive des Afrikaners seien vorwiegend soziale, nicht individuelle, und er befinde sich in tiefer Abhängigkeit von der öffentlichen Meinung. Sein Gewissen beruhe auf der Billigung durch die Gemeinde. Persönliche Verantwortung werde, so viel als möglich, gemieden.

Bevor ich zur Schilderung einer Trias von Charakterzügen primitiver Afrikaner übergehe, will ich den Einwand erwähnen, daß alle Deutungen, die wir versuchen, für die Tiefen-Psychologie deshalb unnütz sein könnten, weil es sich einfach um erblich angelegte Unterschiede zwischen der schwarzen und der weißen Rasse handle. Um diesen Einwand zu entkräften, kann ich hier nur darauf hinweisen, daß es bisher keinem Autor gelungen ist, nachzuweisen, daß erbliche Unterschiede in der psychischen Veranlagung beider Rassen bestehen, oder gar zu bestimmen, welches diese Unterschiede sind.

Der Charaktertypus des Afrikaners, den ich beschreiben will, ist auch bei uns manchmal anzutreffen. Es ist dies der Typus des Sancho Pansa, von *Cervantes* (6) seinem von Idee und Ideal toll gewordenen Helden Don Quijote beigegeben und zum Diener gegeben. Der gute, treue, dicke Sancho Pansa, der nach dem Willen seines Autors an die Bedürfnisse des Magens denkt, während sein Freund und Meister unruhigen und edlen Mutes, ganz Eigensinn und Tollheit, der Stimme seines Geistes statt der seines Magens folgt.

Diese Nebenfigur ist von ihrem Meister abhängig. Man könnte meinen so sehr, daß Sancho Pansa gar keinen Romancharakter ergäbe, würde sich sein sympathischer Zug zum Wohlleben, seine weichliche Gutmütigkeit und seine auf das Erreichbare gerichtete Vernunft nicht von der überstiegenen Geistestollheit seines Herrn abheben. Die selbstverständliche Unterordnung geht so weit, sogar den Unsinn des Brotgebers mitzumachen, ihm bis in recht zuwidere Abenteuer zu folgen, für die Folgen des verstiegenen Verhaltens seines Herrn mit zu büßen, nie aber so weit,

den eigenen Charakter zu verleugnen oder die eigenen materiellen Ziele zugunsten der unverständlichen und unerreichbaren des Meisters aufzugeben.

695

Cervantes erzählt: „Sancho zog reitend und essend hinter seinem Herrn gar langsam einher und setzte von Zeit zu Zeit die Lederflasche mit so großem Wohlbehagen an den Mund, daß ihn der größte Feinschmecker unter den Schenkwirten von Malaga hätte beneiden mögen...und er hielt es nicht für Mühsal, sondern für große Ergötzlichkeit, auf die Suche nach Abenteuern zu gehn, so gefahrvoll sie auch wären.“

Oder weiter sagt Sancho einmal : „...um so mehr, als im von mir aus friedfertig bin und die größte Abneigung habe, mich in Händel und Streitigkeiten zu mischen. Zwar wenn es sich einmal darum handelt, mich zu verteidigen, da werd ich nicht viel Rücksicht ...nehmen...“

Oder noch ein Zitat: „Verzeihe mir Euer Gnaden“, sagte Sancho, „denn da ich weder lesen noch schreiben kann, ...so kenne und begreife ich nicht die Regeln des Ritterhandwerks; und so will ich denn fürderhin den Zwerchsack mit allerlei trockenem Obst für Euer Gnaden versehen, der Ihr ein Ritter seid, und für mich, weil ich keiner bin, will ich andere Dinge, wie Geflügel und sonstige nahrhaftere Kost, vorsehen.“

Die *Abhängigkeit*, Unterordnung, die Unmöglichkeit, eine zwischenmenschliche Beziehung von gleich zu gleich herzustellen, ist ein allgemeiner Charakterzug der Angehörigen afrikanischer Kulturen. Die frühe, das ganze Leben hindurch gültig bleibende Einordnung in eine Gemeinschaft erzeugt im Einzelnen ein Bedürfnis nach Einstufung, das manchmal ähnlich anmutet wie das Bedürfnis der Wildtiere, sich in eine Alpha-Beta-Ordnung einzufügen, wie es *Hediger* (7) erstmals beschrieben hat. Dieser Vergleich ist aber vielleicht nicht mehr als eine Analogie, führt uns nicht leicht tiefer in das Verständnis dieses Grundverhaltens der Afrikaner, das im Kontakt mit den europäischen Kolonisatoren und Besuchern nur überaus deutlich in Erscheinung tritt.

An zwei Beispielen möchte ich schildern, wie sich dieser Wesenszug zeigen kann.

Ein jüngerer Mann, der uns in Tabou, einer Stadt der westlichen Elfenbeinküste, sechs Tage lang den Haushalt besorgt hatte und dafür reichlich entlohnt worden war, verlangte beim Abschied gerührt unsere Adresse, um uns schreiben zu können. Er hat uns zwei Briefe geschrieben, die im Tone einer bestimmten Forderung nur die Aufzählung einer langen Reihe von Gegenständen enthielten, die wir ihm senden sollten.

Dieser Mangel an Dankbarkeit, dieses Mehr-wollen, wenn man schon viel erhalten hat, ist wohl so zu erklären, daß wir durch unsere materiell manifestierte Großzügigkeit zu spendenden,

übergeordneten Figuren geworden sind. Er hat einen Anspruch auf unsere weitere Zuwendung erworben. Er hat sich in eine Beziehung der Abhängigkeit zu uns begeben, die mit der des Kleinkindes zur Mutter zu vergleichen ist. Wird das Bedürfnis, das auf ein solches Abhängigkeitsverhältnis gerichtet ist, frustriert, zeigt sich oft Haß und Aggression.

696

In Silly, einem abgelegenen Dorf in der Haute-Volta, das von Guernsé bewohnt wird, wurde ich als Arzt zu einer Frau gerufen, die zu einer der reichsten und vornehmsten Familien des Dorfes gehörte. Sie war an Wundstarrkrampf erkrankt. Die von mir angeordnete Pflege und Behandlung, mehr wohl noch die günstige Reaktionslage der Patientin, brachte der schon Sterbenden in einem Tag eine so unmittelbare Besserung, daß die Heilung vorauszusehen war. Bei meinem dritten und letzten Besuch in der Hütte wurde ich zum Familienoberhaupt gebeten, nachdem ich die Kranke verlassen hatte. Ohne den Krankheitsfall zu erwähnen, wurden mir verschiedene Forderungen vorgetragen. Man erwartete: ein größeres Geldgeschenk, eine Intervention bei der französischen Verwaltung, um bestimmte Privilegien für die Familie zu erlangen, die Überlassung eines größeren Stocks von Medikamenten.

Wenn ich mich glatt geweigert hätte, dies alles zu leisten, wäre ich nicht verstanden worden. Ich hatte mich doch der Familie ärztlich angenommen; wie inkonsequent wäre es, ihnen unmittelbar danach meine Gunst zu entziehen, ohne daß sie mir Böses angetan hätten. Hätte im gar von Undank gesprochen oder meinerseits eine Forderung gestellt, wären Äußerungen des Unwillens, ja des Hasses zu befürchten gewesen.

Im hatte aber nicht im Sinn, etwas von ihren Forderungen zu erfüllen, damit weiter zum Arzt-Protector dieser Familie, vielleicht bald des ganzen, von dieser vornehmen Familie auch wieder abhängigen Dorfes zu werden. Noch weniger wollte ich Unwillen auf mich ziehen.

Die Person des Heilgehilfen, der mich zu der Kranken gebracht und ihr die Medikamente verabreicht hatte, kam mir dabei zu Hilfe. Dieser Mann wohnte im Dorf. Er war von der französischen Verwaltung eingesetzt und genoß großes Prestige, das durch sein gesetztes Alter noch unterstrichen wurde. Ich antwortete auf die Forderungen: Amadù hat die Kranke geheilt, er hat die Medikamente gegeben. Sogleich wandte sich das Interesse von mir ab und ihm zu. Zwar schenkte man meinen Worten, intellektuell, keinen Glauben, hatte Amadù die Kranke doch schon zehn Tage lang erfolglos behandelt. Affektiv war meine Aussage aber annehmbar. Die Gruppe stellte nun ihm Forderungen. Er deutete mir an, er werde sich dieser Leute annehmen. Er konnte die Rolle des Protectors leichter tragen als ich. Natürlich forderte er, als Folge dieser Investitur, von mir ebenfalls sogleich ein Geschenk.

Dankbar kann man anscheinend nur sein, wenn man einen bestimmten Grad eigener Individualität erworben hat. Ein hohes Maß an Abhängigkeit scheint Dankbarkeit auszuschließen. Auch unsere Kinder müssen ja diese Tugend einmal erlernen.

697

Die außerordentliche Clanverbundenheit, in der der Afrikaner zeitlebens verbleibt, könnte als Auswirkung eines besonders stark angelegten Herdentriebes oder eines sozialen Gefühls beschrieben werden. Indem wir uns auf die noch heute gültige analytische Auflösung der Konzeption vom Herdentrieb berufen, die uns *Freud* (3) in „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ gegeben hat, verzichten wir auf die Diskussion dieser Hypothese.

Zum Verständnis der Ausbildung des sozialen Gefühls möchten wir einige Lebensumstände hervorheben, welche die Kindheitsgeschichte der Afrikaner auszeichnen. Das Leben des Kindes spielt sich in einem Netz gegenseitiger Beziehungen zu Verwandten ab, das sich mit dem Älterwerden auf immer mehr Personen erstreckt, bis es den ganzen Clan umfaßt. Schon bald nach dem Abstillen pflegen die größeren Kinder, für das Erstgeborene oft eine Nachbarin, die Rolle des Kindermädchens zu übernehmen. Während die Mutter mit dem nächsten Säugling beschäftigt ist, gerät das Kind in der Regel unter den Einfluß der Onkel, Tanten und Großeltern, die oft eine gewisse Tendenz haben, es zu verwöhnen. Der persönliche Einfluß der Eltern ist viel weniger ausschließlich und häufigeren Unterbrechungen ausgesetzt als in der europäischen Familie. Das Kind erwirbt viele Kenntnisse und Verhaltensweisen, welche um die Regeln zentriert sind, wie man sich in Gegenwart älterer Personen zu benehmen hat. Die Kultur, welche das Kind zu erlernen hat, ist von der Idee der Teilnahme am Gemeinschaftsleben durchdrungen.

Diese Gemeinschaft wird oft auch durch den Tod nicht aufgelöst. Den toten Vorfahren, die in der Erinnerung fortleben, wird eine bestimmte Rolle im Leben der Gemeinschaft zugeschrieben; von ihnen, den Lebensspendern, kommt alles Gute. In Verbindung mit ihnen und allen lebenden Angehörigen des Clans ist der Einzelne wohl aufgehoben, genießt sogar eine magische Allmacht über die Dinge und sämtliche Lebensumstände, die in den Bräuchen konkret gefaßt ist. Unsere Kinder müssen diese Allmacht mit dem Untergang des Ödipuskomplexes zum großen Teil aufgeben. Dort ist der Einzelne jedoch ohnmächtig und verloren; er muß bestrebt sein, seine Einstufung und damit die Abhängigkeit sogleich wiederherzustellen, um des Schutzes und der Allmacht des Clans mit seinen Vorfahren wieder teilhaftig zu werden.

Denken wir daran, daß die Lebenserfahrung inmitten einer menschenfeindlichen Natur den Satz bestätigt: Wenn du mit den Deinen lebst, ihr füreinander da seid und den Regeln der Alten folgt, könnt ihr fortbestehen; wenn du allein bist, es anders machst, bist du verloren.

Das soziale Gefühl, das wir bei den Europäern als eine späte Erwerbung des Überich betrachten, das als Forderung der Ethik oder einer höheren Sittlichkeit imponiert, scheint beim Afrikaner mehr eine Eigenschaft des Ich zu

698

sein, von dem wir ein sogenanntes „Clangewissen“ abzugrenzen versucht haben. Dem Ich leihen dabei Anteile des Selbsterhaltungstriebes, aus dem Es, ihre Kraft.

Darum haben wir auch zur Umschreibung eines bestimmten, bei den Afrikanern häufigen Charaktertyps eine Figur aus der europäischen Literatur gewählt, die von ihrem Herrn abhängig ist. *Mannoni* (8) hat 1950 in seinem Buch „La Psychologie de la Colonisation“ das Verhältnis zwischen den Kolonisatoren und der einheimischen Bevölkerung in Madagaskar dargestellt. Auf weite Strecken seiner psychoanalytischen Untersuchung dieser komplexen Frage hat er Robinson Crusoe und seinen Gefährten Freitag als brauchbares Denkschema für diese zwischenmenschlichen Beziehungen verwenden können. Weiter sind ihm Prospero, der Zauberkönig aus *Shakespeares* „Sturm“ und dessen Diener Caliban geeignet gewesen, um zu zeigen, welche meist unbewußten Beziehungen sich vom europäischen Kolonisor zum „primitiven“ Eingeborenen auszubilden pflegen. Der Europäer neigt dazu, dem „Wilden“ gegenüber eine ähnliche Haltung einzunehmen, wie gegen das eigene Es. Prospero begründet seine Grausamkeit gegen den armen wilden Caliban so, daß dieser sexuell ausschweifend und tierisch sei. Prosperos Strenge erinnert an die Abwehr, die der westliche Mensch aufzurichten pflegt, wenn verdrängte sexuelle Triebregungen aus dem Es auftauchen wollen und sich ein Schuldgefühl bemerkbar macht.

Der häufig vorkommende Charaktertypus, den wir mit der Evokation von Sancho Pansa gemeint haben, prägt sich also bei Wesen aus, die ohne soziale Einstufung nicht leben können, die abhängig sind, oder eine solche Abhängigkeit anstreben müssen, um im Einklang mit sich und der Umwelt zu leben. Er zeigt drei *Haupteigenschaften*: Oralerotik, Gutmütigkeit und eine auf die konkrete Befolgung des Lustprinzips ausgerichtete Vernunft. Diese Trias von Charaktereigenschaften zeichnet eine große Zahl von Afrikanern aus³.

Die *Oralerotik*: Diese Menschen haben immer etwas im Mund; sie essen oder kauen ständig; wenn es keine Speise ist, dann ein Hölzchen, wenn möglich, eine erfrischende Kolanuß. Gewiß ist das Essen besonders wichtig, wenn man in einem Lande lebt, das eine so karge und vor allem nährstoffarme Nahrung bietet, wie das Innere des afrikanischen Kontinents. Gewiß reinigt das Hölzchen auch die Zähne, und die Kolanuß vermag eine Euphorie und sogar Sucht zu erzeugen. Die ständige Beschäftigung des Mundes ist aber geradeso bei Individuen zu beobachten, die nie

selber an Nahrungsmangel leiden mußten. Die Hölzchen werden auch von Afrikanern gekaut, welche

³ Freud hat den „Analcharakter“ beschrieben und untersucht, den wir in unserer Zivilisation oft antreffen; so versuchen wir uns an einem unter Afrikanern außerordentlich häufigem Charakter, dem des Sancho Pansa.

699

längst wie wir eine Zahnbürste benützen. Das Kola-Kauen, die Neigung eine Alkohol-Sucht auszubilden, die häufig zu beobachten ist, paßt gut zu der Eigenart einer betonten Oralerotik. Es ist auch sehr auffallend, daß diese Menschen ständig reden: bei der Arbeit, Ruhe und Unterhaltung, eigentlich immer außer im Schlaf. Dieses Reden dient keineswegs immer der Mitteilung. Es werden immer wieder die gleichen Dinge durchgesprochen. Dieses Reden mag etwas mit der sozialen Einstufung zu tun haben. Oft ist es aber jedenfalls nicht Träger eines Affektes, der den Gesprächspartnern gelten würde. Die affektive Äußerung ist einzelnen Ausrufen und vor allem der Mimik und der überaus sprechenden Gestik des ganzen Körpers vorbehalten. Dieses besondere Reden ist wie ein gleichmäßiges geruhsames Fließen, ein monotones Plappern, für den Redenden selbst Zweck und Erfüllung. Man kann immer wieder beobachten, daß die Rede monoton weiter fließt, während sich in der Gestik und Motorik heftige Emotionen entladen. Das Reden scheint ebenso wie das Kauen vor allem der Befriedigung oraler Erotik zu dienen. Es ist darum wenig geeignet, noch eine andere affektive Befriedigung zu gewähren.

Wir folgen Reich (9), wenn wir annehmen, daß diese orale Triebhaftigkeit so zustande gekommen ist, daß einer weitgehend ungehemmten Triebbefriedigung eine, oft spät einsetzende, traumatisch wirkende Versagung entgegenstand.

Wir können bei den Erziehungsregeln, die das Kind in der oralen Phase betreffen, nachforschen, ob wir aus der Frühgeschichte Anhaltspunkte für die spätere Ausprägung dieser starken Oralerotik gewinnen. Wir fassen nach unseren Beobachtungen und nach der Literatur zusammen, was da zu finden ist:

Die Brusternährung ist allgemein. Sie erfolgt immer nach der Regel des „free demand“, ist an keinerlei zeitlichen Plan gebunden. Das Kind wird von der Geburt an immer auf dem Rücken der Mutter getragen, begleitet diese bei allen Tätigkeiten und bleibt auch im Schlaf im Kontakt mit ihrem Körper. Bei der kleinsten Klage wird es sofort an die Brust gelegt. Wird die Milch rar, bekommt es zusätzliche Nahrung, oft aus dem Munde der Mutter, darf aber immer noch an der Brust saugen. Die Abstillung erfolgt selten vor dem 18. Monat, oft mit 3 Jahren oder später. Sie wird gewöhnlich durch eine neue Gravidität erzwungen, welche durch Vermeidungsgebote

hintangehalten worden war, was wieder in einer polygamen Gesellschaft leichter möglich ist, als bei uns. Ist eine neue Schwangerschaft eingetreten, dann erfolgt eine plötzliche Abstillung. Die Lebenskraft einer Mutter, so meint man, reiche nur für ein Kind aus. Die Abstillung kann als ein starker seelischer Schock wirken, auch wenn das Kind zu der Zeit meist schon teilweise zu-

700

sätzliche Nahrung bekam, um so mehr als das Kind bis dahin keinerlei Versagung erlebt hat und ihm die Mutter nun plötzlich eine relative Gleichgültigkeit zeigt.

In welcher Weise die Oralerotik mit dem Grundzug der Abhängigkeit verknüpft sein mag, zeigt ein weitverbreiteter Brauch, dem mächtigen ein weißes Huhn anzubieten, um ihm Ergebenheit zu beweisen, die angenommen wird, wenn das Huhn, oder in geringeren Fällen ein Ei verspeist wird. Daß die orale Triebhaftigkeit für den Erwachsenen auch im Sinn des kannibalischen Einverleibens erhalten bleiben kann, ist um so verständlicher, wenn wir bedenken, daß die Nachahmung der äußeren Welt durch die orale Einverleibung als Basis für das magische Denken bezeichnet worden ist. In diesem Zusammenhang glauben wir auch, daß *Gressot* (10) recht hat, wenn er die Übertragungsform an den Heiler bei einem Stamm in Kamerun als orale Absorption beschreibt. Die direkte orale Einverleibung war mancherorts gleichbedeutend mit der sozialen Absorption: In der Gegend von Guiglo, in der Elfenbein-Küste, bestand Kannibalismus. Wenn eine weniger reiche oder angesehene Familie in einen vornehmen Familienclan aufgenommen werden sollte, offerierten sich vom interessierten Clan zwei schöne junge Leute, ein Paar, womöglich der Sohn des Häuptlings, um gegessen zu werden. In einem gemeinsamen Mahl wurden sie verspeist und so der geringere Clan mit allen seinen Mitgliedern, deren Besitz und Schulden, dem vornehmeren einverleibt. Die Franzosen stellten fest: „Ils se mangent par politesse“, und verboten den Kannibalismus. Die Verantwortlichen waren jeweils schwer zu finden. Die, deren Kinder gegessen worden waren, wären ihrer erstrebten Zugehörigkeit verlustig gegangen, hätten sie ihre neuen Angehörigen verraten, denen sie für eine so direkte Aufnahme Dank wußten.

Man kann es verständlich finden, daß bei Charakteren, die eine derart ungehemmte orale Triebhaftigkeit aufweisen, keine chronische orale Aggressivität wahrzunehmen ist. Ich denke an die Aggressivität der sogenannten „oralen Charaktere“, die wir unter unseren Neurotikern und Psychopathen finden. Versagungen und versagende Objekte auf der oralen Stufe, die introjiziert werden könnten, scheinen bei diesen glücklicher angelegten Charakteren nicht vorhanden gewesen zu sein. Das „böse Introjekt“, das *Melanie Klein* beschrieben hat, wurde nie notwendig, um interkurrente Traumata der Stillzeit zu erledigen. Das späte, plötzliche Ende der Stillzeit erst hat zu einer Fixierung an die orale Triebhaftigkeit geführt.

Eine eigene Untersuchung müßte zeigen, ob diese Verhältnisse mit dafür verantwortlich sind, daß in Afrika endogene Depressionen sozusagen nicht

701

vorkommen, daß auch bei den zyklischen Psychosen allein die manischen Phasen manifest zu werden pflegen und daß Schizophrenien viel seltener auftreten als bei Europäern, Amerikanern oder nordamerikanischen Negeren.

Der Charakterzug der *Gutmütigkeit*, den ich denselben Individuen zuschreibe, scheint mir eben darauf zu basieren, daß das Festhalten chronischer Aggressivität gegen andere Personen nur zustande kommt, wenn die versagenden oralen Introjekte die Fixpunkte für eine chronische Aggressivität geschaffen haben. *Gallais* und *Planques* (11) haben das plötzliche Abflauen heftiger Wut und Aggression geschildert und gemeint, es könne niemand in Afrika weilen, ohne Zeuge solch auffallenden Verhaltens zu werden.

Ein Beispiel aus der Elfenbein-Küste: Ich sitze auf einer Hotelterrasse. Ein älterer Allgestellter fegt den Gang, der zur Terrasse führt. Ein nett aussehender junger Mann nähert sich. Er wird vom Hotelangestellten grob angefahren, mit dem Besen über den Kopf geschlagen und es entwickelt sich eine böse Rauferei. Ich trete dazwischen und erfahre, der junge Mann will mir seine Dienste als „Boy“ antragen. Er zeigt mir seine Zeugnisse und wir reden ein paar Worte. Ich kann ihn nicht anstellen und biete ihm zum Abschied eine Zigarette an. Im Fortgehen teilt er die Zigarette freundlich mit dem Angestellten, mit dem er vor wenigen Minuten den bittersten Streit gehabt hatte. Die beiden haben noch ein kurzes heiteres Gespräch miteinander, bevor der junge Mann weggeht.

Beide hatten kein Ressentiment aufeinander ausgebildet. Der Eigenschaft vieler Afrikaner, nicht leicht eine Ressentimentstimmung festzuhalten, ist es wohl zuzuschreiben, daß die afrikanischen Kriege sich sehr oft wie ein plötzlicher Zornausbruch abspielten und daß weder Sieger noch Besiegte langen Haß nachtragen konnten.

Die Geschichte Afrikas, das sich noch heute in einem historischen Prozeß befindet, welcher der Völkerwanderung in Europa vergleichbar ist, kennt viele Eroberungen eines Gebietes durch ein Volk, während die früheren Einwohner nun zu Unterworfenen werden. Oft erfolgte die Besetzung eines Landstrichs mit äußerster Grausamkeit. Schon nach kurzer Zeit, oft nach wenigen Monaten, haben aber die Unterworfenen wichtige soziale Funktionen in dem neuen politischen Gebilde zu versehen. Als Beispiel gelte der „Chef des Terres“, der Verteiler des Landbesitzes. Dieses Amt ist meist erblich und kommt immer einer Familie der früheren Einwohner zu; da ihre Ahnen und Toten in der Erde wohnen, können nur sie über den Boden verfügen, ohne die Verstorbenen zu

beleidigen. Die neuen Herren unterwerfen sich dem Schiedsspruch des Landverteilers, der die wichtige Aufgabe hat, den Grundbesitz des Dorfes alljährlich neu, möglichst gerecht unter alle Familien zu verteilen. Diese wirtschaftliche Machtposition wird anscheinend

702

nicht oft mißbraucht. Weder fürchten die neuen Herrn, das unterworfenen Volk könnte sich rächen, noch wird von diesem ein Ressentiment bewahrt.

Die Eroberung der afrikanischen Kolonien durch die europäischen Kolonisatoren ging auffallend leicht vor sich. Zweifellos bestand oft eine Tendenz der Afrikaner, sich der Autorität der Fremden unterzuordnen. Die überlegenen Waffen der Europäer verschafften ihnen ein hohes Prestige, waren aber nach der Meinung der meisten Historiker nicht ausschlaggebend für den Erfolg der Aktionen. Zwei Erscheinungen, die sich oft wiederholt haben, sind dafür typisch, daß Feindseligkeit nicht lange aufrechterhalten wird.

Ein Stamm liefert den Eindringlingen eine erbitterte, blutige Schlacht und bleibt siegreich. Kurze Zeit darauf schließt er ohne ersichtlichen Grund mit den eben erst Bekämpften Frieden und vertraut ihnen vollständig, oft sehr zu Unrecht.

Zweitens scheinen die Afrikaner wenig Talent zu haben, dauernde dem Kampf oder der Verteidigung dienende Institutionen, z. B. Armeen zu schaffen. Erst die Islamisierung brachte einigen Völkern des Sudans dieses Talent. Eine dauernde Einstellung auf den Krieg scheint eine chronische Aggressivität in der Seele des Einzelnen zur Voraussetzung zu haben. So konnte es geschehen, daß kleine organisierte Banden von Arabern jahrhundertlang Sklaven aus volkreichen und mächtigen Stämmen herausraubten, ohne daß diese auf die Dauer wirksame Gegenmaßnahmen trafen.

Der Afrikaner vermag darum auch unsere Polizei und Rechtsprechung gar nicht als sinnvoll zu begreifen. Diese Institutionen beruhen ja, wenn man sie auf ihren affektiven Gehalt hin prüft, wie *Reiwald* (12) es getan hat, im wesentlichen auf gestauter Aggressivität. Gericht wird über Missetäter wohl gehalten. Die Versammlung der Ältesten tagt und verfährt mit dem Verbrecher wie ein Familienrat. Die Strafe ist oft grausam und hart, gleicht eher einer Affekthandlung. Sie ist immer der Persönlichkeit des Täters angemessen, wird oft vom Geschädigten, seinem Stellvertreter oder von der Familie des Täters vollzogen. Ein abstraktes Recht, eine institutionelle Polizei und vor allem eine von der Tat sachlich und zeitlich entfernte Strafe findet in der Psyche und im Gemeinschaftsgefühl des Afrikaners keine Basis.

Europäische Richter haben uns immer wieder erzählt, daß z. B. Gefängnisstrafen für Diebstahl im afrikanischen Dorf ihren Zweck verfehlen. Der Bestohlene wird nicht entschädigt, die Familie des

Diebes, die ja unschuldig ist, wird der Arbeitskraft des Diebes beraubt, und es ist alles schon längst vergessen, wenn der Dieb ins Gefängnis muß. Man wird ihn wie einen Unschuldigen bemitleiden. Viel zweckmäßiger sei es, dem Familienältesten des Diebes von der Verfehlung Mitteilung zu machen. Der verprügele dann den Fehlbaren sofort unter allgemeiner Zustimmung, und die Behörde könne sich

703

darauf beschränken zuzusehen, daß die Prügel nicht allzu grausam ausfallen. Danach sei allerdings die Verfehlung gesühnt und vergessen. Es gelte als überaus taktlos, später darauf zurückzukommen.

Wenn wir bedenken, daß in der afrikanischen Erziehung beim Erlernen der Beherrschung der Excrementalfunktionen keinerlei Zwang angewendet wird, daß dies vielmehr durch Ermutigung und nie vor der Zeit angestrebt wird, können wir verstehen, daß auch Fixierungen auf der anal-sadistischen Stufe keine große Rolle spielen können. Im Vergleich sehen wir also im Fehlen oralsadistischer Introjekte, in der geringen Ausbildung des analen Sadismus und endlich in der Entwicklung, von der *Morgenthaler* (13) betont hat, daß es auch nicht zur Introjektion versagender Elternteile kommt, die Ursache für die mangelnde Fähigkeit, böse zu bleiben – also für die Eigenschaft, gutmütig zu sein.

Die *Vernunft*, die als dritte Eigenschaft unseren Charaktertyp auszeichnet, kann man eine epikuräische nennen, nach dem Satz des *Epikur*: „Von Natur zieht jedes Lebewesen das eigene Wohl dem Wohl anderer vor.“ Das Gemeinschaftsleben scheint durch diese Einstellung nicht wesentlich behindert zu werden. Wie man aber einer abstrakten Idee zuliebe, z. B. der, rechtzeitig irgendwo anzukommen, etwas ausschlagen kann, wie ein freundliches Nachtlager, ein gutes Mahl, die Liebe eines leicht zu gewinnenden Mädchens, bleibt diesen Menschen unverständlich.

Natürlich bestellt man ein Feld so, wie es am meisten Nahrung gibt, und nicht, wie es für später besser wäre. Das was an Vorausschau nötig ist, um das Leben zu fristen, ist ja in den Vorschriften und Bräuchen der Alten niedergelegt, die als konkrete Tatsachen, wie Regen und Dürre, und nicht wie abstrakte Forderungen gewertet werden. Projektionen, abergläubisch oder wahnhaft anmutende Meinungen, die in unseren Augen jene sonst so augenfällig auf den konkreten Lustgewinn gerichteten Leute von ihrem Ziel abzulenken scheinen, die uns als Einbrüche einer archaischen Unvernunft in das so vernünftige Ich der Afrikaner vorkommen, werden befolgt wie Erfahrungstatsachen. Sie sind übrigens durch neue Erfahrungen besser korrigierbar, als es unsere abstrakten Ideologien gewöhnlich sind, denen wir wie Don Quijote folgen.

Wir schreiben jenen Charakteren eine Freiheit des Ich zu, die es ermöglicht, ohne viel Bedenken und Hemmungen einem greifbaren und konkreten Lustgewinn zuzustreben. Die Neurotiker, welche wir in Europa behandeln, haben allesamt zu wenig davon aufzuweisen. Ihr Ich muß sich gegen Triebdurchbrüche ebenso wehren wie gegen die Strenge des Überich. Wir möchten in der Analyse „Ich“ schaffen, wo „Es“ war, und das Überich sollte weniger Strenge entfalten, ebenfalls einen Teil seiner Macht an das Realitätsprinzip abgeben.

704

Beide Instanzen scheinen mir bei diesen Charakteren in einem anderen dynamischen Verhältnis zum Ich zu stehen.

Das Es macht anscheinend eine Entwicklung durch, in der die Partialtriebe anders integriert werden, weniger stark abgewehrt werden müssen. Eine Erziehung ohne größere Triebrestraktionen ist wahrscheinlich die Grundlage für das ungehinderte Fortwirken des Lustprinzips im Umgang mit der Realität. Während der Kindheit werden, ähnlich wie die bereits erwähnte orale und anale Phase, auch die phallische und der Beginn der genitalen Phase in ihrem Ablauf nicht durch Verbote und Einschränkungen behindert. Exhibitorische, masturbatorische und andere sexuelle Tätigkeiten im Kindesalter werden gerne gesehen, manchmal belächelt. Darum können sich viele Europäer, die in Afrika leben, nicht entschließen, ihre Kinder zusammen mit den afrikanischen Kindern spielen zu lassen.

Die Partialtriebe werden offenbar nicht so sehr verdrängt oder anderswie abgewehrt; sie stellen ihre Energie vielmehr dem Ich weiter zur Verfügung. Sie werden leicht in zielgehemmter Form als Vorlust in spätere Phasen der Entwicklung übernommen. Noch häufiger dürften sie einer Sublimierung zugänglich in die Gesamtpersönlichkeit eingebaut und ausgelebt werden. Die schöpferische Kraft in Tanz, Gesang, Spiel und bildender Kunst, der Zauber einer ungebrochenen Natürlichkeit, der von diesen Menschen ausgeht, ist als Zeichen dieser anders verlaufenden Triebintegration anzusehen. Das Es behält zeitlebens einen breiteren Zugang zum Ich. Wir haben schon erwähnt, welch archaisches Gut an Allmacht und Magie es mitbringt, und wie dieses von der Gemeinschaft des Clans verwaltet wird.

Zum Überich, das, nicht nur bei Don Quijote, die Person zu unvernünftigem Handeln, zur Ausrichtung auf Fernliegendes und Verstiegendes und zu allerhand Hemmungen und Symtombildungen bringen kann, haben wir in der schon zitierten Arbeit gesagt:

„Die Überich-Bildung durch Introjektion des versagenden Elternteils oder anderer versagender Instanzen in der Kindheit hat offenbar nicht wie bei uns stattgefunden. Bei uns sind Partialtriebe an die Introjekte geheftet und wachen darüber, daß Gebote und Verbote vom Ich eingehalten

werden. Die Verletzung der „inneren“ Forderung wird durch Auslösung von Gewissensangst verunmöglicht oder durch chronisches Schuldgefühl bestraft. Bei den Primitiven gestattet öfter die Außenwelt direkt, durch Realitätsprüfung, Gewährung oder Versagung der Triebwünsche.“ Carothers meint, daß die Erziehung, die auf unmittelbar und konkret geltende Regeln statt auf allgemeingültige logische Prinzipien ausgerichtet ist, eine Eigenart bedinge, die er so umschreibt: Das Verhalten wird impulsiv und konzentriert sich auf die unmittelbaren Erfordernisse einer Situation, sobald die Bräuche keine Vorschrift geben. Ohne dies hier näher auszuführen, will ich hinzufügen, daß die besondere Verarbeitung des Ödipus-

705

konflikts es anscheinend erspart, Abstraktionen und logischen Gebilden mehr zu folgen, als der momentanen Forderung des Lustprinzips. Die Elternimages bleiben „konkret“ und „draußen“, elterliche Introjekte, die zu Abstraktionen werden müssen, fehlen. Vielleicht können wir aus diesem Vergleich einmal wichtige Zusammenhänge zwischen Introjektion und abstraktem Denken ableiten.

Das Clangewissen, das wir bei diesen Afrikanern an Stelle unseres Überich ausgebildet sehen, regelt also zwar das Verhalten des Ich in der Gemeinschaft; dem Ich selber läßt es aber mehr Freiheit, die Befriedigung des Luststrebens in der Realität zu suchen, was uns Europäern eben als epikuräische Vernunft imponiert.

Lassen wir Sancho Pansa in sein Dorf zurückkehren. Dort ist er ein kluger und ehrenwerter Bürger, und nicht eine komische Figur. Komisch scheint er doch nur, wenn wir ihn mit seinem geistesbesessenen Meister vergleichen. Auch unser afrikanischer Charaktertyp ist nur durch den Vergleich mit uns hervorgetreten.

Es scheint, daß unsere Kultur, die auf Triebverzicht aufgebaut ist, von denen viel Unbehagen ausgeht, einer anderen gegenübersteht, die weniger Triebverzicht fordert. Wer Bewertungen vornehmen will, mag sich vor Augen halten, daß der höheren individuellen Ausdifferenzierung des Europäers ein sozialer empfindender und handelnder Afrikaner gegenübersteht.

Unserer chronischen Aggressivität seine Gutmütigkeit, unserer abstrakten Geistigkeit seine konkrete Vernunft. Wir dürfen uns glücklich schätzen, wenigstens in unseren Büchern einige Exemplare jener Charaktere zu finden, denen wir in Afrika so häufig begegnen.

Zusammenfassung

Ein häufiger Charaktertypus westafrikanischer Neger, der dem Charakter des Sancho Pansa (aus dem „Don Quijote“ von Cervantes) gleicht, wird auf Grund eigener Beobachtungen beschrieben.

Dieser Charakter zeigt drei Hauptzüge: Oralerotik, Gutmütigkeit und eine auf die konkrete Befolgung des Lustprinzips gerichtete Vernunft. Durch Vergleich mit der Psychologie des Menschen der westlichen Kultur, durch psychoanalytische Deutung und durch die Beachtung der Sozialstruktur und einiger Gegebenheiten bei der Erziehung in der frühen Kindheit, wird versucht, die Entstehung und Psychodynamik dieser Charakterzüge aufzuzeigen. Eine besondere Form der Abhängigkeit von der Gemeinschaft und den in ihr geltenden Bräuchen, die zum Teil im „Clangewissen“ fixiert ist, wird als Grundzug dieses Charakters gefunden.

706

SUMMARY

A special type of character formation, the Sancho Pansa character (from Cervantes novel „Don Quijote“) is found very frequently among the West African negroes. Its most remarkable traits are oral eroticism, an unchangeably good-natured behaviour and a pronounced commonsense in pursuing concrete aims.

By psychoanalytic interpretation comparing with psychological trends of people in our culture and taking into consideration the social structure and some training routine in early childhood, we try to trace the development and the psychodynamic background of these traits.

A special kind of dependence on society and its customs which is partly fixed within the tribeconscience was found to be the basic structure of the charactertype we described.

(Anschrift des Verfassers; Dr. Paul Parin, Utoquai 41, Zürich/Schweiz)

LITERATUR

1. Carothers, J. C.: Psychologie normale et pathologique de l'Africain. O. M. S. Genève 1954.
2. Parin, P. und Morgenthaler, F.: Charakteranalytischer Deutungsversuch am Verhalten „primitiver“ Afrikaner; PSYCHE X, 5, 311-330.
3. Freud, Sigmund: Massenpsychologie und Ich-Analyse Band XIII, Imago Publ. London 1940.
4. – Totem und Tabu. Band IX Imago Publ. London 1940.
5. Westermann, D.: The African to-day and to-morrow. London 1939 (cit. nach Carothers)
6. Cervantes Saavedra, Miguel de: Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha. Übertragung von Ludwig Braunfels, Vollständige Ausgabe. Buchklub Exlibris, Zürich.
7. Hediger, H.: Wildtiere in Gefangenschaft. Benno Schwabe Verlag, Basel, 1942.
8. Mannoni, O.: Prospero and Caliban. Methnan & Co; London.
9. Reich, Wilhelm: Der triebhafte Charakter. Int. psa. Verlag 1925.

10. *Gressot, M.*: Übertragungsphänomene in der Medizin der Primitiven. Psyche Heft II, X. Jahrgang 1956/57.
11. *Gallais, P. et Planques, L.*: Méd. trop. 11,5 – 1951 (cit. nach Carothers).
12. *Reiwald, Paul*: Die Gesellschaft und ihre Verbrecher. Pan-Verlag, Zürich, 1948.
13. *Morgenthaler, F.*: Initiation und Introjektion. 1958.